Werk

Titel: Karl Adolf Verner als Bibliothekar

Ort: Leipzig

Jahr: 1897

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338182551_0014|log71

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Centralblatt

für

Bibliothekswesen.

XIV. Jahrgang. 6. u. 7. Heft. Juni-Juli 1897.

Karl Adolf Verner als Bibliothekar.

Am 5. November vorigen Jahres starb der Professor der slavischen Philologie an der Universität Kopenhagen, dessen Namen wir an die Spitze dieser Zeilen gestellt haben. Seine Fachgenossen haben dem berühmten Sprachvergleicher und Pfadfinder auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachforschung verschiedene, seine Bedeutung und geschichtliche Stellung auf dem Gebiete seiner Wissenschaft ins rechte Licht setzende warme Nachrufe gewidmet. Ich führe hier nur zwei an: den Aufsatz von Professor W. Streitberg in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ vom 4. Januar d. J. und den Nekrolog, den Verner Dahlerup in dem Arkiv för nordisk filologi Bd. 3 S. 270—281 dem Verstorbenen gewidmet hat. Professor V. Thomsen in Kopenhagen soll mit einer ausführlicheren Biographie K. Verners beschäftigt sein.

In den bisher vorliegenden Nachrufen der Fachgenossen des zu früh Verstorbenen — war er doch noch nicht 51 Jahre alt, als ihn der Tod ereilte — wird natürlich das Schwergewicht der Darstellung auf die Klarlegung der grofsen Entdeckungen gelegt, die Verners Namen in der Geschichte der Sprachwissenschaft unsterblich machen werden. So heifst es, um hier nur das zusammenfassende Urteil Streitbergs über die Bedeutung Verners mitzuteilen:

Mit Verners Tod ist einer der glänzendsten Sterne am sternreichen Himmel der Sprachwissenschaft erloschen. Hat er auch nicht zu den Gelehrten gehört, deren Lebenswerk in langen Reihen stattlicher Bände niedergelegt ist, eine unerschöpfliche Fundgrube für die kommenden Geschlechter, deren staunende Bewunderung allein schon der Umfang der geleisteten Arbeit rechtfertigt; hat er uns auch nur wenige Seiten hinterlassen, ist sein Name auch nur an ein einziges Werk geknüpft: dieses einzige Werk genügt vollauf, sein Andenken frisch und lebendig zu erhalten, so lange es eine indogermanische Sprachwissenschaft giebt. Bei ihm fallen uns unwillkürlich die Worte der Fabel ein: ἕνα, ἀλλὰ λέοντα. Nur eines, aber ein Löwe! Seit den Tagen, da Jakob Grimm die erlösende Formel für die Fülle der Erscheinungen gefunden hat, die wir die germanische Lautverschiebung zu nennen pflegen, seit jenen Tagen hat die indogermanische Grammatik

in ihren Annalen keine andere Entdeckung von solcher Bedeutung verzeichnen können wie das Lautgesetz, das den Namen Verners trägt, das den Namen Verners unsterblich gemacht hat. Wo man des Schöpfers der deutschen Grammatik gedenkt, da wird auch Verners nicht vergessen werden. Denn seine Forschung knüpft an die des Meisters unmittelbar an..... Eine neue Epoche der indogermanischen Sprachwissenschaft hebt mit ihm (Verners Gesetz) an.

Dafs K. Verner einen Teil seiner besten Jahre als Bibliothekar gewirkt hat, wird in den Nekrologen nicht unterlassen zu bemerken, aber nur ganz kurz über diese Periode seines Lebens hinweggegangen. Dafs niemand über diese Periode bessere Auskunft zu geben imstande ist als der Unterzeichnete, dem der Verstorbene wiederholt mündlich und schriftlich versichert hat, die Jahre seiner bibliothekarischen Thätigkeit seien doch die glücklichsten seines arbeitsfrohen Lebens gewesen, so möchte ich dem Freunde auch in diesen Blättern einen kurzen Nachruf widmen und eine Arbeit von ihm veröffentlichen, welche bisher in weiteren Kreisen unbekannt geblieben ist und die Thatsache verrät, dafs es dem auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft bahnbrechenden Gelehrten nicht an selbständigen, scharfsinnigen Ideen auf dem Gebiete der Bibliothekswissenschaft gefehlt hat. Die Art, wie K. Verner dem Unterzeichneten bei der Reorganisation der Hallischen Universitäts-Bibliothek zur Seite gestanden, wie er thätig, treu und unverdrossen hier seines Amtes gewaltet hat und als Mensch und Kollege mir und allen seinen Mitarbeitern lieb geworden ist, macht es mir fast zu einer persönlichen Pflicht, seiner in diesen Blättern zu gedenken und das Andenken des Mannes, der auf seinem speciellen Forschungsgebiet so Grofses geleistet hat, auch als das eines ausgezeichneten Bibliothekars festzuhalten.

Als mir im Jahre 1876 die Reorganisation der Universitäts-Bibliothek zu Halle von der preufsischen Unterrichtsverwaltung anvertraut und als nächste Aufgabe hingestellt wurde, die Neukatalogisierung derselben in allen ihren Teilen in Angriff zu nehmen, mufste ich mich für diese Katalogisierungsarbeiten nach Hülfskräften umsehen, die nach der von mir ausgearbeiteten Instruktion diese ausführten.

Vier Hülfsarbeiter wurden hierzu in Aussicht genommen. Um mir bei der Auswahl derselben zu Hülfe zu kommen, schickte mir der Geh. Rat Dr. Göppert, der 1876 die Bibliotheksangelegenheiten im K. Unterrichtsministerium bearbeitete, eine Anzahl Empfehlungsbriefe und Schreiben zu, die bei ihm von jungen Gelehrten, die eine Anstellung suchten, eingelaufen waren. Unter ihnen befand sich ein Brief Wilhelm Scherers aus Strafsburg, in dem er auf K. Verner aufmerksam machte. Scherer hob u. a. hervor, dafs seine Empfehlung Verners um so unparteiischer sei, als durch dessen Entdeckung eigene Ansichten von ihm widerlegt würden, er es aber für seine Schuldigkeit halte auf den jungen Gelehrten aufmerksam zu machen, da heutigen Tages wohlwollende und uninteressierte Unterstützung aufstrebender Gelehrter seltener geworden sei.

Auf Grund dieses Schreibens wendete ich mich an Verner nach Aarhus, seiner Geburtsstadt, wo er bei einem Bruder, der die väterliche Tuchfabrik weiterführte, privatisierte und angeblich die Geschäftsbücher führen half.[1]) Ich schrieb ihm unter dem 1. August und bot ihm an, gegen eine jährliche Remuneration von 900 M. als Hülfsarbeiter an der hiesigen Universitäts-Bibliothek einzutreten. Er antwortete darauf mit folgendem Briefe am 10. August:

Aarhus, 10. August 1876.

Verehrtester Herr Bibliothekar!

Mit grofser Freude habe ich Ihr so wohlwollendes Schreiben vom 1. August erhalten und war gleich auf der Stelle entschlossen das äufserst gütige Anerbieten anzunehmen. Ich bin also bereit hinunterzukommen um mich zu ihrer gefälligen Disposition zu stellen.

Es wird mir, wie ich hoffe, möglich sein meine hiesigen Verhältnisse so schnell abzuwickeln, dafs ich — wenn es nothwendig oder doch erwünscht ist — schon am 1. September meinen neuen Dienst werde antreten können. Möglicherweise wünschen Sie aber noch bevor weitere Erkundigungen über meine Person und meine Qualificationen einzuziehen. Vorläufig mufs ich selbst die Erläuterung geben, dafs ich meine Specialität in den slavischen Sprachen habe, und dafs ich daher in dem praktischen Gebrauche des russisch-serbischen Alphabetes geübt bin, was mir vielleicht beim Katalogschreiben zu Statten kommen kann.

Ich will nicht verhehlen, dafs die Erlangung einer Bibliotheksstellung für mich immer als das höchste Ziel meiner Wünsche gestanden hat. Seien Sie daher überzeugt, verehrtester Herr Bibliothekar, dafs ich sehr gut das Gewicht der gegen mich — einen ganz unbekannten und obendrein einer fremden Nationalität angehörigen — erwiesenen Wohlthat fühle, und dafs dies Gefühl mich zur Aufbietung all meiner Kräfte stimuliren wird, um Ihre volle Zufriedenheit zu verdienen.

Darf ich dann Ihre näheren Anordnungen erwarten?

Ihr dankbarster und ehrerbietigster

Karl Verner.

Nun stellte ich den formellen Antrag bei dem K. Universitäts-Kuratorium, Verner als Hülfsarbeiter hierher zu berufen. Ich begründete den Antrag unter dem 14. August, wie folgt:

Dieser junge Gelehrte, den ich Ihnen zuerst nenne, ist ein Däne, welcher sich dem Bibliotheksfach widmen will. Derselbe, Mag. phil. Karl Verner in Aarhus, hat sich dem Studium der slavischen Sprachen gewidmet, in Kopenhagen und auf russischen Universitäten studiert

1) Ich gehe hier der Raumersparung wegen nicht auf die Vorgeschichte Verners ein und bemerke nur, dafs Verner glaubte, Madwig habe ihm den Abfall von der klassischen Philologie zur allgemeinen Sprachwissenschaft sehr übel genommen und werde seiner Anstellung in Dänemark nicht hold sein. Dafs er sich hierin geirrt hatte, sollte er später erfahren.

und sich zunächst durch zwei Arbeiten (in Band XXIII von Kuhns Zeitschrift S. 97—130 u. S. 131—138) auf dem Gebiete der germanischen Philologie bekannt gemacht. Einer der ersten Kenner der althochdeutschen Sprache, Herr Professor Scherer, urteilt in einem Privatbrief, den mir der Herr Geheime Oberregierungsrat Dr. Göppert zur Verfügung gestellt hat, über eine sprachwissenschaftliche Entdeckung, die in einem dieser Aufsätze niedergelegt ist, dafs „sie zu den wichtigsten gehört, welche überhaupt seit Grimm und Bopp gemacht sind", und dafs „die Folgen, die Fruchtbarkeit der Sache noch gar nicht abzusehen sind". Ich hielt es für meine Pflicht, einem jungen Gelehrten, der so viel für die Wissenschaft zu versprechen scheint und jetzt aus Mangel an äufseren Subsistenzmitteln in seiner Heimat, in einem jütischen Städtchen leben mufs, zur Ergreifung eines wissenschaftlichen Berufs behülflich zu sein, und wendete mich am 1. d. Monats an ihn. Ich benachrichtigte ihn, dafs hier an der Königl. U.-Bibliothek Hülfsarbeiter gesucht werden und dafs ich ihn, wenn er die Stelle eines solchen übernehmen wolle, Ew. Hochwohlgeboren vorschlagen würde; sein jährliches Gehalt würde 900 Mark betragen; sollte er sich als Bibliotheksbeamter bewähren, so könnte ich ihm wohl für die nächsten Jahre auch ein Vorrücken in Aussicht stellen. Das Antwortschreiben, das ich hierauf erhalten habe, erlaube ich mir im Originale beizulegen und bitte Ew. Hochwohlgeboren ergebenst auf Grund desselben die Berufung des Herrn Mag. phil. Karl Verner aus Aarhus zum Hülfsarbeiter an der hiesigen Universitäts-Bibliothek mit einer jährlichen Remuneration von 900 Mark bei Sr. Excellenz dem Herrn Minister Dr. Falk gefälligst beantragen zu wollen.

Die Bestätigung meines Antrags liefs nicht lange auf sich warten, und so konnte Verner am 1. Oktober sein Amt antreten.

Da die Neukatalogisierung der Bibliothek in einem mit der alten Universitäts-Bibliothek in unmittelbarer Verbindung stehenden Hause vorgenommen werden sollte, in dem noch einige kleine Zimmer disponibel waren, konnten ihm diese unentgeltlich als Wohnung angewiesen werden. Schon dadurch kam Verner in eine nähere Verbindung mit der Neukatalogisierung der Bibliothek, und da er sich durchaus als ein fleifsiger, sorgfältiger und gewissenhafter Arbeiter bewährte, konnte ihm neben dem jetzigen Oberbibliothekar Dr. Grulich dahier zu seinen eigenen Arbeiten auch die sich bald als nötig herausstellende Revision der von den anderen Hülfsarbeitern geschriebenen Titelaufnahmen übertragen werden. Hierzu eignete sich Verner vortrefflich. War er auch in seinem Auftreten eher schüchtern als bestimmt, so imponierte doch sein ruhiges, sachliches Wesen, sein Fleifs, seine Gewissenhaftigkeit, sein Wissen auch solchen, die weniger innerer Beruf als äufsere Rücksichten in den Bibliotheksdienst getrieben hatten. Er dagegen wuchs immer mehr in denselben hinein, dachte auf der Bibliothek an nichts anderes als an seine Amtsgeschäfte, während er zu Hause seinen Lieblingsstudien ohne Unterlafs nachging. So kam es, dafs „der Magister"

— so wurde er nach seinem akademischen Grade der Kopenhagener Universität hier vorzugsweise genannt — bald nicht nur bei seinen Kollegen, sondern auch bei den Benutzern der Bibliothek, denen er hülfsbereit, freundlich und unterrichtet, wie er war, entgegenkam, sich grofser Beliebtheit erfreute. Er verstand auch Scherz zu treiben. Ein Volontär der Bibliothek hatte Fragmente irgend eines Klassikers herausgegeben und dazu Konjekturen gemacht, über die er gern sprach. Eines Tages kam er zu mir und fragte, ob er einen Pergamentstreifen, der in einem der zu katalogisierenden Bände abgelöst sei, zur Prüfung mit nach Hause nehmen dürfe; derselbe enthalte eine Stelle des Schriftstellers, die er ediert habe, und bestätige einige seiner Verbesserungen. Ich erlaubte das natürlich, obgleich etwas verwundert über dieses Zusammentreffen. Kaum hatte der glückliche Volontär mein Zimmer verlassen, so kam Verner mit gerötetem Gesichte an und bat um Entschuldigung wegen des Scherzes, den er sich erlaubt habe, — er habe die Handschrift fabriziert. Verner, der sehr schön schrieb und alle Züge einer Handschrift täuschend ähnlich nachmachen konnte, hatte den Streifen beschrieben, ihn mehrere Tage in seinem Stiefel herumgetragen, damit das Pergament alt aussehe, und dann das Stück dem Dupierten in die Hand gespielt.

Da ich auf verschiedene Anfragen, ob sich Verner auch als Bibliothekar bewähre, nur bejahend antworten konnte, so wurden ihm bei der immer mehr steigenden Anerkennung seines wissenschaftlichen Wertes — 1877 war ihm ein Bopppreis zuerkannt worden — bald auch Anträge von aufserhalb gemacht. So wollte man ihn 1878 nach dem Abgange Dr. A. Klettes in Jena zum Oberbibliothekar machen. Er sprach mit mir eingehend über die Angelegenheit. In seiner bescheidenen Weise hielt er sich nicht für geeignet zu einer solchen Stellung, weil ihm die nötigen allgemeinen Kenntnisse der Litteraturen dazu noch allzusehr fehlten; dann aber glaubte er auch, er eigne sich nicht zu einer leitenden Stellung, da es ihm zu schwer sei mit Menschen zu verkehren und auf sie bestimmend einzuwirken; am liebsten bleibe er in einem Amte, in dem er wohl zu arbeiten, aber keine Verantwortung weiter zu tragen habe; er wolle hier mit mir zusammenbleiben; nur eine Stelle gebe es, deren Annahme er in ernstlichste Erwägung werde ziehen müssen und die er wohl annehmen werde, wenn sie ihm angetragen werde; er mache sich freilich nicht allzuviel aus dem Docieren, wenn man ihm aber einmal die Nachfolge seines Lehrers in den slavischen Sprachen an der Universität Kopenhagen, C. W. Smith's, anbieten werde, dann glaube er dem Rufe wohl folgen zu müssen, aus Dankbarkeit gegen seinen Lehrer, gegen die Universität, die ihn gebildet habe, und gegen sein Vaterland, das ihm eine Reiseunterstützung gewährt habe. Denn ein guter dänischer Patriot war Verner, obwohl sein Vater ein aus Sachsen eingewanderter Deutscher war. Doch war er das nichts weniger als im antideutschen politischen Sinne. Verner war ohne Besinnen preufsischer Unterthan geworden, als er auf meinen Antrag (11. Juni 1878) zum 2. Custos an der hiesigen Universitäts-

Bibliothek ernannt und damit in den preufsischen Staatsdienst definitiv eingetreten war. Auch nachdem er wieder nach Kopenhagen zurückgekehrt war, hat er dort direkt und indirekt in der Presse auf die Milderung der politischen Spannung zwischen Dänemark und Deutschland hinzuwirken gesucht. Ich sendete ihm zu diesem Zwecke gelegentlich Zeitungsausschnitte zu. Eher als der politische Gegensatz zwischen Dänen und Deutschen drückte den feinfühligen Mann hier ein anderes Gefühl, das ihm aus demselben, aber anders gewendeten Gegensatz erwuchs. Er hat diesem Empfinden in einem Briefe Ausdruck gegeben, in dem er schrieb: Ungeachtet ich es hier (in Halle) gut habe, ungeachtet man mit Wohlwollen alles für mich zurecht legt, habe ich mich des Gedankens nicht erwehren können, dafs ich ein Usurpator bin, der ich mit meiner ausländischen Abstammung und ausländischem Examen nicht irgend welchen Anspruch auf das Amt habe, das ich bekleide (Arkiv l. c. 276.) Gelegentlich deutete er auch mir gegenüber ähnliche Erwägungen an, die ich ihm natürlich auszureden suchte. Man wird es aber begreiflich finden, dafs, als der Tod C. W. Smith's am 1. September 1881 eingetreten war, doch die Frage für ihn eine brennende wurde. Und dennoch durfte Streitberg schreiben, dafs ihm die Professoren Fausböll und Wimmer die Zusage, nach Kopenhagen zu kommen, abringen mufsten. In der That hatte sich Verner auch in den sechs Jahren, die er hier verlebt hat, nach und nach fest eingelebt. Den Mittelpunkt seiner Thätigkeit bildete die Bibliothek, dann kamen seine Sprachstudien, in denen er sich zu Hause durch nichts stören liefs. Von Gesellschaften wollte er nichts wissen. Der stattliche Mann mit den klugen Augen war für die Geselligkeit zu verlegen. Nur im Kreise der Kollegen und Studiengenossen, die er z. B. in Leipzig öfter aufsuchte und an deren Zusammenkünften er gern teilnahm, fühlte er sich wohl. Hier in Halle schlofs er sich an keinen Philologen näher an. Der berühmte Sprachvergleicher August Friedrich Pott hatte ihm sagen lassen, er solle ihn doch einmal besuchen, wenn er nicht komme, würde er (Pott) ihn aufsuchen. Aber Verner war nicht dazu zu bewegen; er scheute sich und fürchtete mit dem alten, übrigens sehr freundlichen Herrn in wissenschaftliche Konflikte zu geraten. Doch machte er unabsichtlich die Bekanntschaft des Gelehrten. Eines Winterabends sah Verner, wie der alte Mann auf der Strafse ausglitt und zusammenbrach. Er lief sofort herbei, hob ihn auf, führte ihn nach Hause und nannte nun auf Befragen seinen Namen. Zwei würdige Repräsentanten zweier verschiedener Perioden der Sprachwissenschaft waren so mit einander gegangen. Nur einen Abend in der Woche widmete er seinem geliebten Schachspiel, in dem er hier als Meister im Klub galt.

Da ich wufste, wie ununterbrochen Verner sich geistig beschäftigte, ermahnte ich ihn öfters, sich gröfsere Mufse zu gönnen und sich mehr Bewegung zu machen. Ich glaubte ihn besser hierzu bringen zu können, wenn ich ihn bestimmte, eine seiner Arbeiten, z. B. seine Studien über die Accentuationssysteme der slavischen Sprachen abzu-

schliefsen; dann werde wohl, so hoffte ich, von selbst eine Pause eintreten. Dazu war er aber nicht zu haben. Er sagte mir einmal: Sie haben ganz recht, aber ich bin so ein Epikuräer des Erkennens; ich möchte alles nur für mich lernen; glaube ich eine Aufgabe, die mich quälte, gelöst zu haben, so verliere ich das Interesse an ihr und die Resultate zu Papier zu bringen macht mir nicht nur kein Vergnügen, sondern nur Pein. Verner war eben ohne allen persönlichen äufseren Ehrgeiz. Es freute ihn, wenn er persönlich anerkannt wurde. Aber das Geringste dazu beizutragen, sich diese Anerkennung zu erringen, lag ihm fern. Darum war er auch in Prioritätsfragen ziemlich gleichgiltig. Hätte ich ihm nicht nach Kopenhagen geschrieben und ihn gedrängt, den Sachverhalt über die Entdeckung des Palatalgesetzes darzulegen, ich glaube, die Erklärung in Zarnckes Centralblatt 1886 Sp. 1707 u. f. wäre nie erschienen. Wie hätte auch ein Mann, der so ganz zeitlos, um es so auszudrücken, zu seinem eigenen Ergötzen arbeitete, ohne zwingenden äufseren Grund bewogen werden können, mit einer Arbeit abzuschliefsen! Hier, in Halle, hat er einmal fast einen Winter damit zugebracht, sich ein accentuiertes Wörterbuch der bulgarischen Sprache, was es damals nicht gab, mit Hülfe eines accentuierten Neuen Testaments zu machen, und in Kopenhagen, als er ganz in seinen phonographischen Studien steckte, hat er sich in das Studium der Werke J. B. J. Fouriers vertieft, um die gefundenen Kurven selbst zu berechnen, obwohl sein mathematischer Kollege ihm anbot, das für ihn zu besorgen! Ich mufste es daher als einen ganz besonderen Freundschaftsdienst ansehen, dafs er sich entschlofs, für das C. f. B. einen Aufsatz zu schreiben (I, 172 u. f.). Später, da seine Abneigung gegen das Schreiben immer mehr zunahm, war er nicht mehr dazu zu bestimmen, hier noch etwas zu veröffentlichen, so leicht und gewifs ehrlich gemeint er es auch versprach, denn Verner interessierte sich auch in den späteren Jahren seines Lebens noch lebhaft für bibliothekarische Dinge, wie ich bei einem mehrtägigen Zusammensein mit ihm in Kopenhagen 1888 erfuhr.

Mit welcher Energie sich Verner aber hier in Halle in die bibliothekarischen Fragen und Arbeiten hineingelebt hatte, das geht aus der Thatsache hervor, dafs er einen grofsen Teil der Zettel des Inkunabelnkataloges vorzüglich aufgenommen hat und sich, als die gesamte Zettelmasse der Bibliothek zusammen war und nun für den Realkatalog in 20 Abteilungen verteilt werden sollte, von mir ausbat, diese Arbeit übernehmen zu dürfen. Dabei störte es ihn nicht im mindesten, dafs ich seinen „Vorschlag“ zu einer veränderten Signierungsmethode, den er mir eines Tages unerwartet vorlegte, nicht acceptiert hatte.

Man wird mir wohl erlassen, hier die Gründe auseinanderzusetzen, die mich bewogen haben, nicht auf diesen Vorschlag einzugehen, und es doch begreiflich finden, dafs ich diesen scharfsinnigen und eigenartigen Versuch, der es mit manchem anderen viel gepriesenen aufnehmen könnte, doch jetzt noch veröffentliche: als eine wehmütige

Erinnerung an die schönen Zeiten, in denen ich mit dem genialen Forscher und ausgezeichneten Menschen zusammen gearbeitet habe.

O. H.

Vorschlag zu einer veränderten Signiermethode für Bibliotheken.

Halle, 17. Mai 1879.

Der folgende Entwurf einer neuen Signiermethode ist auf eine mittelgrofse Bibliothek berechnet, in welcher die Bücher so weit möglich nach einem wissenschaftlichen Systeme geordnet sind, so dafs der Standortskatalog gleichzeitig einen wissenschaftlichen Katalog vertreten kann. Die Übelstände der für eine solche Aufstellung der Bibliothek bisher gebräuchlichen Ebert'schen Signiermethode sind hauptsächlich zweierlei, teils die grofse Schwerfälligkeit der Signaturen, teils die Schwierigkeiten, die mit der Wahl der richtigen Signaturen verknüpft sind. Diese beiden Übelstände wegzuräumen, ohne dafs damit die Elasticität des Systems d. h. die Möglichkeit, an jedem beliebigen Punkte desselben Einschaltungen bis ins Unendliche vornehmen zu können, Einbufse erleidet, hat der folgende Vorschlag sich zur Aufgabe gestellt.

Es liegt keine absolute Notwendigkeit vor, die Signaturen, wie es nach der Ebert'schen und allen bisherigen Methoden geschieht, aus heterogenen Elementen (Buchstaben, römischen und arabischen Zahlen) zusammenzusetzen. Bei einer Aufstellung der Bücher, wie sie z. B. in der hiesigen Bibliothek gebräuchlich ist, wo die Wissenschaften nur in wenige Gruppen zerfallen, die Werke aber innerhalb dieser Gruppen chronologisch, je nach ihrer Aufnahme in die Bibliothek, an einander gereiht werden, kann es zwar angebracht sein, diese verschiedenen Aufstellungsprincipien auch durch verschiedenartige Signaturelemente zu veranschaulichen, aber bei einer streng wissenschaftlichen Aufstellung, die durch und durch homogen ist, bleibt für die Signaturen die Homogenität der einzelnen Bestandteile derselben immer das rationellste.

Für die hier vorgeschlagene Methode sind ausschliefslich die Buchstaben zu verwenden. Der Kernpunkt der Methode liegt nun darin, dafs die Buchstaben nicht nach der alphabetischen Reihenfolge kombiniert werden, sondern in der Weise, dafs Konsonanten und Vokale nach bestimmten Regeln mit einander abwechseln, so dafs schliefslich eine sprechbare, sowohl durch das Auge wie durch das Ohr erfafsbare Signatur herauskommt. Jedes Werk erhält dadurch einen durch seine Stelle in der Bibliothek, d. h. indirekt durch seinen wissenschaftlichen Inhalt, bedingten Bibliotheksnamen, und auf Grund dieser Namen folgen die Bücher in der Aufstellung auf einander wie die Vokabeln in einem Wörterbuche und sind danach ohne Schwierigkeit aufzusuchen und einzustellen.

Jeder Signaturname besteht aus zwei, sei es durch einen Bindestrich oder durch einen Bruchstrich, getrennten Silben, 1. einer generellen Silbe, die sowohl Fach- wie Haupt- und Unterabteilung des für die Aufstellung zu Grunde liegenden bibliographischen Systems angiebt, und 2. einer individuellen Silbe, durch welche die weitere Stellung des Buches bis ins einzelne bestimmt wird. Die Regeln, nach welchen diese Silben gebildet werden, sind folgende (s. Beilage No. 1):

An erster Stelle werden die 16 Konsonanten *b d f g h j k l m n p r s t w z* verwendet, d. h. alle im Deutschen gebräuchlichen anlautenden Konsonanten mit Ausnahme von *c*, das in der Aussprache mit *k* bezw. *z* zusammenfällt, und *v*, welches in der Aussprache von *f* nicht zu unterscheiden ist. Aufserdem läfst sich an dieser Stelle auch das Nichtvorhandensein eines Anfangskonsonanten als Klassenmerkmal benutzen, so dafs man im ganzen 17 durch den Anlaut unterschiedene Fachabteilungen gewinnt. Zu diesen 17 Fachabteilungen lassen sich die 20 Fächer des bibliographischen Systems, wie es der Neuordnung der hiesigen Bibliothek zu Grunde gelegt werden soll, in der Weise verteilen, dafs einerseits die weniger umfangreichen Fächer in eine Klasse zusammengeschlagen werden („Chemie“ und „Physik“, „Schöne Künste“ und „Technologie“, „Allgemeine Sprachwissenschaft“ und „Orientalische Sprachen“), andererseits für die umfangreicheren Fächer wie z. B. „Geschichte“, „Jurisprudenz“, „Theologie“ und „Moderne Sprachen“ durch Hinzunahme der geläufigeren Konsonantenverbindungen (*fl fr* u. s. w.) genügender Raum geschaffen wird.

Hieran reihen sich an zweiter Stelle die 5 Hauptvokale: *a e i o u*. *ö* und *ü* werden eventuellen Erweiterungen des Systems vorbehalten.

An dritter Stelle treten die Konsonanten *f g j k l m n p r s t w x z* ein. Dafs *b* und *d* nicht mitgenommen sind, hat seinen Grund darin, dafs dieselben wenigstens in der deutschen Aussprache sich von *p* bezw. *t* nicht unterscheiden lassen und deshalb, da die Signaturen nicht allein für das Auge sondern auch für das Ohr konstruiert werden, an dieser Stelle unbrauchbar sind.

Hiermit ist die erste (generelle) Silbe abgeschlossen. Nimmt man an, dafs für den Bedarf der hiesigen Bibliothek die Hinzunahme von 15 anlautenden Konsonantenkomplexen einstweilen genügen wird, so steigt die Zahl der mit den angegebenen Mitteln möglichen Kombinationen zu $32 \times 5 \times 14 = 2240$, und in so viele kleine Abteilungen läfst sich mithin die ganze Büchermasse zerteilen. Es bleibt dabei vorgesehen, dafs die Verhältnisse im Laufe der Zeit zur Neuschaffung gröfserer und kleinerer Abteilungen nötigen können. Zu diesem Zwecke sind reserviert 1. an erster Stelle die zahlreichen noch nicht in Anspruch genommenen Konsonantenkomplexe (*bl br* u. s. w.), 2. an zweiter Stelle die Vokale *ö* und *ü*, und 3. an dritter Stelle verhindert nichts, über den einfachen Konsonanten hinauszugehen und die geläufigeren Komplexe (*ft* u. s. w.) mitzunehmen.

In Übereinstimmung mit der der zweiten (individuellen) Silbe

zufallenden Aufgabe mufs das Bestreben darauf gerichtet sein, mit den gegebenen Mitteln eine möglichst hohe Zahl von Kombinationen zu erreichen. Aus diesem Grunde sind an erster Stelle aufser den einfachen Konsonanten auch alle anlautenden Komplexe mitgenommen, die einem deutschen Sprachorgane nicht lästig fallen, sei es nun, dafs dieselben sich schon in der Sprache vorfinden oder aus den klassischen, den alten deutschen und den Kultur-Sprachen bekannt sind. An zweiter Stelle sind, wie in der ersten Silbe, die Vokale *a e i o u* zu verwenden; es stünde aber nichts im Wege, auch die Vokale *ö* und *ü* gleich von vorne herein mitzunehmen. An dritter Stelle kommen endlich dieselben Konsonanten wie in der ersten Silbe, und die Zahl der in dieser Weise ermöglichten Kombinationen beträgt also $44 \times 5 \times 14 = 3080$.

Mit beiden Silben lassen sich mithin $2240 \times 3080 = 6\,899\,200$ Kombinationen herstellen. Das heifst, wenn man die 75000 Werke der hiesigen Bibliothek — höher darf der Bestand jedenfalls nicht geschätzt werden[1]) — nach diesem Systeme signierte, so würden zwischen je zwei zur Verwendung kommenden Signaturen durchschnittlich ungefähr 90 noch zur Verfügung bleiben. Wenn es nun wohl auch denkbar wäre, dafs man hiermit nach langen Jahren zu kurz kommen könnte, so kann man doch noch, bevor man gezwungen wird, zur Bildung einer dritten Silbe zu schreiten, die auslautenden Konsonantenkomplexe der letzten Silbe zu Hülfe nehmen. Zwischen Signaturen wie z. B. *del-bel* und *del-bem* liegt noch eine ganze Reihe von brauchbaren Signaturnamen; *del-belf*, — *lg*, — *lk* u. s. w. Beschränkt man sich hierbei auch nur auf die wirklich in der deutschen Sprache vorkommenden auslautenden Konsonantenverbindungen, so steigt die Zahl der mit zwei Silben möglichen Kombinationen zu über 30 Millionen, eine Summe, die gewifs bis zu fernen Zeiten den Anforderungen einer mittelgrofsen Bibliothek genügen wird.

Zu einer Überschreitung der Zweisilbigkeit wird es einstweilen nur dann kommen können, wenn die Umstände die Bildung einer neuen Rubrik in der äufsersten Peripherie des bibliographischen Systems erforderlich machen. Um ein Beispiel aus den Probebogen herauszugreifen kann man den Fall setzen, dafs die verloren gegangene philosophische Schrift Ciceros „de *g*loria“ wieder an den Tag käme und in der Litteratur vorläge. Nach der in den Probebogen befolgten Ordnung wäre diese Schrift zwischen „de *f*inibus“ und „*L*aelius“ einzuschalten. Da nun die letzte für „de finibus“ reservierte Signatur *den-kez*, die erste für „Laelius“ reservierte *den-kif* ist, läfst sich eine neue Signaturrubrik nur dadurch herstellen, dafs man mit einer dritten Silbe an die erstere Signatur anknüpft, und eine in die Biblio-

---

1) Im Jahre 1869 zählte der damalige erste Bibliotheksdiener im Nominalkataloge 56402 Werke. Nimmt man nun auch für die 10 seitdem verflossenen Jahre einen jährlichen Zuwachs von höchstens 1200 Werken an, so ist die obige Zahl schon zu hoch veranschlagt.

thek aufzunehmende Ausgabe von „de gloria“ würde dann etwa die Signatur *den-kezli* erhalten. Nach der Ebert'schen Methode müfste man im ähnlichen Falle über die zwei Exponenten hinausgreifen, und dieselbe Ausgabe würde nach dieser Methode etwa die Signatur *C. III,* 126^{zzk} erhalten, wenn nämlich als die letzte für „de finibus“ disponible Signatur *C. III,* 126^{zz}, als die erste für Laelius disponible *C. III,* 127 angenommen wird. Dafs aber eine Signatur *den-kezli* trotz der Dreisilbigkeit noch immerhin bedeutend leichter und bequemer ist im Vergleich mit einer Signatur *C. III,* 126^{zzk}, darf wohl kaum bezweifelt werden.

Dafs Schwierigkeiten mit der Wahl der richtigen Signaturen verbunden seien — ein Einwand, den man mit Recht gegen die Ebert'sche Methode erhebt —, kann für die hier in Vorschlag gebrachte Methode nicht eingeräumt werden. Bei einer vernünftigen Anlage des Katalogs läfst sich die Signaturwahl zu einer ganz einfachen Manipulation reduzieren. In den beigefügten Probebogen ist der Stoff, um Papier zu ersparen, allzu eng zusammengedrängt. Bei einer Neuanlage des Katalogs würde das, was hier auf 23 Seiten steht, auf $4 \times 23 = 92$ Seiten zu verteilen sein.[1]) Während in der Probe die Signaturen der ersten Blattseite von *del-ba* bis *del-fę* reichen, wobei der Vokal der letzten Silbe 32 mal wechselt, würde dieselbe Blattseite in der Neuanlage nur die Signaturen *del-ba* bis *del-blu* enthalten mit einem 8maligen Wechsel des Vokals (*ba-be-bi-bla-ble-bli-blo-blu*). Die Beilage Nr. 2 soll diese Blattseite darstellen. Auf dem Kopfe des Blattes werden nicht nur (wie in den Probebogen) der Anfang und der Schlufs der Signiersilben, sondern zugleich mit kleinerer Schrift die dazwischen liegenden 6 Silben angegeben. Beim Liniieren der Bogen ist von Hause aus der senkrechte Strich in 8 für das Auge gekennzeichnete Abschnitte geteilt. Gesetzt nun, es stünden auf der erwähnten Seite schon 2 Werke bei *z* und *y*; ein neues Werk sei einzutragen; seinem Verfasser- resp. Herausgeber-Namen nach gehört es auf die durch *x* bezeichnete Stelle im 3. Abschnitte etwas über das erste Viertel hinaus. Die Signatur ergiebt sich nun von selbst: 3. Abschnitt, d. h. die Silbe *bi*, etwas über das erste Viertel heraus, d. h. in der letzten Konsonantenreihe (*f g j k l m n p r s t w x z*) der Silbenschlufs *l*. Signatur also *del-bil.*

Man kann nun hiergegen mit Recht den Einwand erheben, dafs es ganz unmöglich sei im voraus den Raum zu berechnen, welchen die zu einer bestimmten Abteilung des bibliographischen Systems gehörenden Werke in Anspruch nehmen werden. Es können Sammelwerke erscheinen, die mit ihren Haupt- und Specialtiteln halbe Seiten, ja ganze Blätter füllen; man denke beispielsweise an Werke wie Mignes

1) Es kämen in dieser Weise auf jede Blattseite des Katalogs durchschnittlich 2 Werke. Das würde — die Zahl aller Werke der Bibliothek zu rund 75000 gerechnet — ungefähr 60 Bände von derselben Stärke wie die gegenwärtigen Standortskataloge ergeben.

Patrologia. Bei einem wissenschaftlichen Kataloge kann man sich mit dem Haupttitel begnügen, bei einem Standortskataloge mufs alles vollständig aufgeführt werden, es werden dadurch aber die abgesteckten Grenzen überschritten und der ganze Rahmen zerstört. Um diesem Übelstande zu begegnen kann ein Verfahren vorgeschlagen werden, das der Verfasser bei der Anlage eines neuen Schrankbuches mit gutem Erfolge eingeschlagen hat. Am Schlusse jedes einzelnen Bandes des Katalogs wird eine Anzahl leerer Blätter reserviert, die als eine Art „Anhang" zu dem betreffenden Bande gelten. Diese Blätter werden fortlaufend paginiert, und da sie sich am Schlusse des Bandes befinden, können sie nach Bedarf vermehrt werden. In dem bibliographischen Rahmen wird nun bei Sammelwerken nur Haupttitel und Bändezahl angeführt, nebenbei aber behufs der Specifikation auf die betreffende Seite des Anhanges verwiesen, wo dann aufserdem alle Specialtitel angegeben sind. Das Sammelwerk: „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" würde z. B. unter „Gesch. der Wissenschaften" in der Fachabteilung „Allgemeine Schriften" folgendermafsen aufzuführen sein:

(Signatur) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.
Bd. I—XVII. München 1864—77. (17 voll.)
[specif. S. 3.],

und S. 3 im Anhange findet man dann unter derselben Signatur die genaue Specifikation, die mit aller Ausführlichkeit und Übersichtlichkeit gemacht werden kann, da man hier nicht an einen bestimmten Raum gebunden ist. Für denjenigen, der den Katalog als wissenschaftlichen Katalog benutzt, genügt der Haupttitel; derjenige, der ihn als Standortskatalog benutzt und zu erfahren wünscht, was überhaupt vorhanden ist, schlägt im Anhange nach. — Ähnlich ist auch mit den Sammelbänden zu verfahren: nur das erste Werk wird angegeben, wegen der übrigen aber durch ein „angeb., s. S. —" auf den Anhang verwiesen.

Es ist ein Erfahrungssatz der Psychologie, dafs das, was durch zwei Sinne, Gesicht und Gehör, zu gleicher Zeit der Seele zugeht, sich besser einprägt als das, was ihr nur durch einen Sinn zugeführt wird. Die Ebert'schen Signaturen sind aus dem Grunde so schwerfällig, weil man bei ihrer Auffassung allein auf den Gesichtssinn verwiesen ist, und das Auge bemühet sich vergebens, die einzelnen abstrakten Zeichen zu einem für die Seele fafslichen Ganzen zu vereinigen. Die hier empfohlenen Signaturen haben Wortform, und sie lassen sich deshalb sowohl durch das Auge wie durch das innere Ohr auffassen und zwar als ein Ganzes, an dessen einzelnen Bestandteilen die Aufmerksamkeit nicht besonders zu haften braucht. Es ist anzunehmen, dafs Signaturen dieser Art bei Werken, die den Funktionierenden der Bibliothek öfters zu Gesicht kommen, sich dauernd dem Gedächtnisse einprägen können, eben so wie man beim Erlernen einer fremden Sprache die häufiger begegnenden Vokabeln sehr bald zum Eigentum des Gedächtnisses macht. Es sei in dieser Beziehung daran erinnert, mit welcher Leichtig-

keit sich in der bibliothekarischen Praxis der Name des Herausgebers mit dem Titel einer Zeitschrift verknüpft, obwohl ersterer weder beim Nachschlagen in den Katalogen noch beim Einholen des Buches aus dem Büchersaale irgendwie in Betracht kommt.

In Betreff der vorgelegten Probebogen sind noch folgende Bemerkungen zu machen:

Die Büchertitel sind auf Grund des jetzigen Standortskatalogs hingeschrieben und deshalb vielleicht nicht immer genau, was jedoch bei dem mit der Probe verfolgten Zwecke von keinem Belang ist.

Die verschiedenen Formate, die auch nach der bisherigen Verteilung angegeben werden, sind durch den Anfangsbuchstaben der zweiten Signatursilbe gekennzeichnet, so zwar dafs die Oktavbände durch kleine Buchstaben, die Quartbände durch grofse Buchstaben und die Foliobände durch Uncialbuchstaben bezeichnet sind.

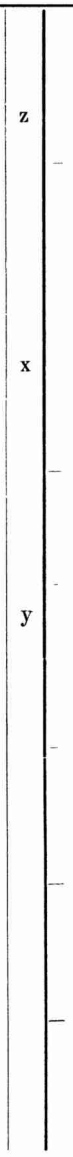
Beilage No. 1.

Erste Silbe.			Zweite Silbe.		
Anlaut.	Inlaut.	Auslaut.	Anlaut.	Inlaut.	Auslaut.
Spiritus lenis					
b.			b. bl. br.		
d.	a.	f.	d. dr. dw.	a.	f.
f. fl. fr.		g.	f. fl. fr.		g.
g. gl. gn. gr.		j.	g. gl. gn. gr.		j.
h.	e.	k.	h.	e.	k.
j.		l.	j.		l.
k. kl. kn. kr. kw.		m.	k. kl. kn. kr. kw.		m.
l.	i.	n.	l.		n.
m.		p.	m.	i.	p.
n.		r.	n.		r.
p.		s.	p. pl. pr.		s.
r.	o.	t.	r.		t.
s. sk. skr. sp. spr. st.			s. sk. skr. sl. sm. sn.	o.	w.
str.		w.	sp. spr. st. str. sw.		x.
t.		x.	t. tr. tw.		z.
w.	u.	z.	w.	u.	
z.			z. zw.		

32 $\times$ **5** $\times$ **14** — **44** $\times$ **5** $\times$ **14**

2240 $\times$ **3080**

6899200.

Beilage No. 2.

Del - ba (. . . . . be . . . . . bi . . . . . bla . . | . . ble . . . . . bli . . . . . blo . . . . .) blu.